

Solo Verbo XXVIII „Von Räumen und Träumen“**26. April 2023**

Leer ... Auch wenn ich lange Zeit nicht wusste, *was* ich Ihnen heute *wie* und *warum* erzählen sollte: das erste Wort, daran bestand von Anfang an kein Zweifel, es würde ein Adjektiv sein, und *leer* würde es heißen. Es löste sich von meiner Zunge und wäre erst einmal nur da, entböte seinen gänzlich unspektakulären Klang und hallte noch ein Weilchen nach. *Leer*. Weil es für mich das Schlüsselwort zu allem ist.

Der Versuchung, nach diesem ersten Wort den Mund zu halten, zwanzig Minuten lang – oder gar die ganze Nacht, habe ich widerstanden. Auch wenn es angemessen gewesen wäre. Wir hätten es jedoch kaum ertragen. Denn Leere ist wahr, aber nicht immer schön. Wer sich in der Melancholie auskennt, weiß, was das bedeutet. Wenn ich von Leere spreche, meine ich allerdings nicht absichtsvolles Schweigen, denn Schweigen wäre noch zu beredt. Auch nicht die Stille, zu der man kirchlich gern animiert. Die ist manchmal ohrenbetäubend. Von der Leere rede ich. Oder auch von einem Nichts, das allerdings nicht nichtig ist.

Vom Buddhismus verstehe ich nicht viel, jedenfalls nicht mehr als die vielen Buddhismus-Versteher. Ich weiß nur von Hörensagen, dass da am Ende eines schier endlosen Weges eine Leere erscheint, entgrenzt, und dabei doch wie ein Raum.

Räume. Leer sind sie selten. Wir füllen sie mit Möbeln und Materialien, mit Worten und Werten, beheimaten uns in ihnen. Bilden sie in uns ab, verleiben sie uns ein, lieben sie und hassen sie. Sehr klein war das Haus, in dem ich aufgewachsen bin, winzig das Kinderzimmer. Doch selbst dieses war mir noch zu groß. Meine Eltern wunderten sich, wie viele Stunden ich kauern im Bettkasten verbrachte und das äußerst behaglich fand.

Frühe Räume, prägend. Wartezimmer. Angstraum. Der Mann im weißen Kittel lügt, wenn er lächelt. Er wird mir wehtun. Klassenzimmer. Als Strafmaßnahme in der Ecke stehen, mit dem Gesicht zur Wand. Turnhalle. Auch ein Angstraum, Handstand-Überschlag über den Kasten. Anders aber Papas Werkzeugschuppen. Da stand mein Schlagzeug. Mäusefamilien spazierten irritiert den Stützbalken entlang, während ich Sieben-Achtel-Takte übte. Mein täglicher Glücksraum über Jahre – eher ein Unglücksraum für die Nachbarn.

Kirchenraum, prägend. Konfirmand mit gelegentlicher Gottesdienstpflicht. Sonntag, zehn Uhr, die verkehrteste Zeit von allen. Ähnliches Unwohlsein wie vor der Schule, nur anders. Es war mehr ein Kuhstall, aus meiner heutigen Sicht. Bald nach dem Krieg aus Schlackebeton hochgezogen, moderig riechend. Schimmel an den Simsens der gelblich getönten Fenster. Zwei Gummibäume, mutmaßlich noch Einweihungsgeschenke, rechts und links vom Altar. Eigenartiger Singsang, Rituale, Aufstehen, Setzen, viele Worte, Müdigkeit. Zum Abendmahl schritten acht der zwanzig Besucher nach vorn. Kaum versteckt neben dem Ambo stand das Tetrapack mit Dr. Kochs naturtrübem Traubensaft, lag die Büroschere, mit der der Küster es aufgestochen hatte. St. Michael in Lübeck-Siems, beherbergt heute eine Kerzenmanufaktur. Nicht, dass ich diesen Ort wirklich mochte, und doch wird sich für mich jede Kathedrale an meiner Urkirche messen lassen müssen.

Träume. Ja, ich dürfte seinerzeit manche Stunde dort im Halbschlaf vor mich hingedämmert haben, und ich fürchte, ich habe mich dafür geschämt. Wie dumm von mir! Schon damals drauf und dran zu glauben, dass Leben vor allem Wach- und Aufmerksam-Sein bedeute. Bis heute immer leicht verunsichert, wenn man mich beim Dösen ertappt. Einer, der in Kirchen noch die Nächte bespielt, damit er nicht in Verdacht gerät, er würde jemals schlafen. – Warum sollen wir uns eigentlich immer konzentrieren?

Wenn *Sigmund Freud* den Analytikern die Haltung der *gleichschwebenden Aufmerksamkeit* empfahl, dann stelle ich mir darin ein eher ruhendes, nur halbwaches Dabeisein vor, wobei die Fetzen des im therapeutischen Gespräch Gesagten leicht im Raume umhertreiben, eben nicht geordnet und sortiert werden, sondern als ein Fleckenteppich des Unbewussten sich wie von allein neu miteinander verknüpfen. So lässt sich ein Raum bereiten, in dem die gesendeten und empfangenen Signale auch einmal Unerwartetes geschehen lassen, denn wer zu aufmerksam erwartet, erfährt meist nur, was er ohnehin schon weiß.

Philosoph*innen wie *Donna Haraway*, der wir in den Petrivisionen zurzeit die *Fadenspiele*-Reihe widmen, oder *Édouard Glissant*, polemisieren vielleicht zu Recht gegen ein überkonzentriertes, stets auf Eindeutigkeit ausgerichtetes Denken, weil es zu viele Fäden eines geistigen Pilz- oder Wurzelgeflechts einfach kappt, statt zu erproben, womit sie sie verbinden könnten.

Vielleicht sollte ich mich auch in dieser Rede von der Last befreien, meine Gedanken nach *erstens*, *zweitens*, *drittens* ordnen zu wollen, sie stattdessen in freier Assoziation dem Zufall zu überlassen. Ist nicht des Redners Systematisieren- und Klassifizieren-Wollen ohnehin ein eitles rhetorisches Spiel? Denn bei *erstens* wird die Hörerin staunend anerkennen, der Mann sei offenbar gebildet und habe Struktur, um dann bei *drittens* seufzend aufzuatmen, weil es bald ein Ende zu haben scheint.

In Räumen träumen. Ich erinnere mich an ein Konzert hier in St. Petri vor einigen Jahren. Inmitten von Chormusik und manch anderem stand ein Orgelwerk von *Bach* auf dem Programm. Meine Laune sank etwas ab, weil ich *Bach* meistens sehr anstrengend finde ... Ja, ich weiß, auch hier sitzt vermutlich wieder jemand unter Ihnen, der mir erklären möchte, *Bach* sei überhaupt nicht anstrengend, nur seien manche Leute zu dumm, um diese genialste aller Musiken wertzuschätzen ... Lassen wir das. Zum Glück hatte ich mich als

Gastgeber des Konzerts ein wenig am Rande platziert, so dass niemand an meinem raschen Einnicken nach nur wenigen Takten Anstoß nahm. Mit dem Schlussakkord der Organistin erwachte ich, glücklichst von Musik durchwoben und erfüllt mit der Einsicht, erstmals eine Toccata und Fuge verstanden zu haben.

Es gibt ein Verstehen, für welches nicht der Verstand zuständig ist.

Verkündigung und Predigt, so wurde es uns im Studium beigebracht, sei eine *Verständigungsbemühung* im Sinne des Evangeliums. Ach, wirklich? Ich muss an eine hübsche Geschichte denken, in der ein Pastor zum Ende des Gottesdienstes am Portal die Hände schüttelte und Lobesbekundungen seiner Gemeinde entgegennahm. Am Ende des Defilees ergriff eine ältere Dame strahlend des Geistlichen Hand. „Herr Pastor, in Ihrer Predigt haben sie ein Wort gesagt, das hat mich so sehr getröstet.“ Gerührt und stolz zugleich beugte er sich dankend zu ihr hin und fragte nach: „Und was war das für ein Wort?“ – „Mesopotamien“, antwortete die Dame entzückt. Theologie sollte, finde ich, eine Wissenschaft sein, die in poetischer Weise Nichtverstehen ermöglicht.

Denn Verstehen ist fürwahr nicht alles. Der Religionsphilosoph *Friedrich Schleiermacher* hat in seinen frühen Jahren einmal abfällig von der *Wut des Verstehens* gesprochen, als einer quasi gewalttätigen Attitüde, alles Schöne und Rätselhafte einfangen, überwältigen, zähmen und handlich machen zu wollen. Verstehen-Wollen ist oft gut gemeint, grenzt aber manchmal ans Übergriffige. Ist die freundlich-tröstende Zusage „ich verstehe dich“ wirklich ein Zeichen von Empathie, oder ist es eine Bemächtigung?

Träume verstehen, das ist auch so eine Sache. Gestern Abend hatte ich mir ein Notizbuch und einen Kugelschreiber auf den Nachttisch gelegt. Ich war mir sicher, ich würde etwas träumen, was mir die Aufgabe meiner heutigen – wie war das noch? – *Verständigungsbemühung* erleichtern und reichhaltiges Anschauungsmaterial bescheren würde. Nun ist mir bekannt, dass man die

meisten Träume schon kurz nach dem Aufwachen wieder vergisst, und so hatte ich vorgesorgt, um möglichst wenig zu verpassen. Das Einschlafen fiel mir schwer, weil ich doch sehr damit beschäftigt war, meinem kommenden REM-Schlaf Großartiges und Weltenerschließendes anzubefehlen. Des Morgens erwacht, habe ich alles gleich aufgeschrieben. Viel war es nicht. Im Traum war ich in einen Baumarkt gefahren und hatte zwei Toilettenbrillen für die Badezimmer gekauft. Zu Hause angekommen gelang mir die Montage der einen mühelos binnen Sekunden, während ich bei der zweiten nach vielen Versuchen frustriert aufgeben musste. Ich hatte eine viereckige Brille für ein ovales Becken besorgt.

Welcher Traumdeutungsschule man auch anhängen mag: Einstimmigkeit dürfte darüber herrschen, dass dieser Traum nicht sehr ergiebig war. Weder eine biblische noch eine esoterisch geschulte Traumdeuterin dürfte sich daran erfreuen. Und hätte *Sigmund Freud* einen Verweis auf eine unterdrückte Triebregung darin gefunden, würde ich es lieber nicht wissen wollen. Kurzum, des Redners Selbstversuch war ein Griff ins ... Unbefriedigende. Es sei denn, man lernt daraus, dass Träume sich nicht einfach machen und nicht auf Zuruf anfordern lassen. Und gerade das macht ihren Zauber aus.

Träume sind – von manchen Ausflügen ins Banale abgesehen – etwas Wunderbares. Wir wissen heute, dass sie lebensnotwendig sind wie der Schlaf selbst. Unser Gehirn, es ruht nicht, während wir träumen. Es sortiert sich und bereinigt sich, verarbeitet Emotionen und schafft neue Verknüpfungen. Manchmal Verknüpfungen, die ins Wachbewusstsein hineinreichen und den Eindruck erwecken, der Traum hätte die Zukunft vorhergesagt. *Paul McCartney* gab an, die Melodie von *Yesterday* geträumt zu haben. *August von Kekulé* will seine Erkenntnis des ringförmigen Benzolbaus im Traumbild einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt, entdeckt haben. Ob es beim biblischen Jakob ähnlich war, als er von der Himmelsleiter träumte, oder bei Joseph und seinem Traum von den fetten und den mageren Jahren?

Der Wissenschaftsautor *Stefan Klein* setzt Träume großen Kunstwerken gleich, und schreibt: „... sie rühren uns stärker an, sind anregender und unterhaltsamer als die besten Gemälde, Filme oder Romane.“ Und sein Buch über Träume schließt mit dem Satz: „Wir sind, was wir träumen.“

Eine richtig gute Nachricht ist, dass wir, auch wenn wir unsere Träume nicht bewusst hervorrufen, so doch lernen können, unsere Traumwelten zu beeinflussen und zu steuern, also uns ins so genannte *Klarträumen* einzuüben und zunehmend Regie in unseren eigenen Filmen zu übernehmen. Das lohnt sich auch finanziell, denn ein *Netflix*-Abo kostet immerhin 12.99 Euro.

Sind Sie noch bei mir? Ich habe Sie gewarnt. Freie Assoziation heute, und kein roter Faden. Oder denken Sie sich meinetwegen, der Redner hätte gerade *zweitens* gesagt.

Räume und Träume gehören zusammen, und zwar nicht nur dem Gleichklang in der deutschen Sprache nach. Sie gehören auch zusammen, wenn wir das Thema „Von Räumen und Träumen“ heute dem Nachdenken über die Kirche gewidmet haben. Kirchen. Es ist schlicht unfassbar, dass es Räume wie diesen gibt. Auch wenn weltliches Machtgebaren gerade in Hinsicht auf die überbordenden Maße stets von Bedeutung war, so hat man in Tempeln doch immer erstaunlich viel Raum um ein geträumtes Nichts erschaffen, um nichts Dingliches zumindest, sondern um Luftig-Geistiges herum, welches sich unserem Zugriff entzieht. Kirchen und Tempel sind Anders-Räume, in der Sprache des Philosophen *Michel Foucault Heterotopien*. Sie sind zwar durchaus von dieser Welt und mit weltlichen Materialien erbaut, und doch sind sie herausgehoben, folgen in ihrer Logik und Bedeutsamkeit sowie im Umgang mit ihnen vorgestellt oder auch tatsächlich anderen Gesetzen.

Einer religionsphilosophisch-psychoanalytischen Deutung nach ist der Besuch einer Kirche von regressiven Momenten gekennzeichnet, vorgestellt als eine vorübergehende Rückkehr in einen bergenden Mutterleib, der einen nähren und

ausrüsten soll, um sich dann wiedergeboren der fordernden Außenwelt zu stellen. Der Praktische Theologe *Manfred Josuttis* hat in seinem Buch „Der Weg in das Leben“ den Gottesdienst wie eine Traumreise gedeutet, bei der die Priester*innen wie Schamanen agieren. Recht pathetisch geht *Josuttis* die Beschreibung der Erlebniswelten an, schwärmt von ekstatischen Transzendenzen beim Empfang des Abendmahls. (Die Kirche, in der er das erlebt haben will, möchte ich gern einmal besuchen.) Aber wie auch immer: Merkwürdig und sehr besonders sind diese Orte, und längst nicht so zweckhaft wie andere, wie ein Bahnhof, ein Kaufhaus oder eine Behörde.

Kämen Außerirdische zu Besuch, sie würden vielleicht begreifen, wie wir uns ernähren, uns lieben und uns organisieren, bewundernd manche Errungenschaften unserer Technik bestaunen, vielleicht auch noch einsehen, warum wir Kunst betreiben. Besuchten sie aber eine Messe, dann würden sie sich fragen, was das soll. Gesten und Gesänge, die kaum einen klaren Sinn ergeben. Geschichten, die in eine graue Vorzeit verweisen. Ein Baby wird mit Wasser übergossen, obwohl es gar nicht schmutzig war, und nicht einmal Spaß daran zu haben scheint. Erwachsene, die gerade erst üppig gefrühstückt haben, verspeisen ergriffen kleine Scheiben aus Esspapier. Es ergibt nicht richtig Sinn, man könnte es auch bleiben lassen, und ja, es ist ein bisschen verrückt. Und genau darin, und das würde sich den Aliens wohl nicht erschließen, genau darin liegt das Einzigartige, darin liegt der Charme. Irgendwie nutzlos, dabei durchaus Weltbewegendes behauptend, ohne selbst weltbewegend zu sein.

Erst neulich erlebt: Eine große Gruppe von Stadtpastorinnen und –pastoren saß in einem Tagungsraum mit einem Tourismus-Experten zusammen. Die Frage, die sie ihm in immer wieder neuen Facetten stellten war: „Was können wir, was sollten wir, was müssen wir tun, um die vielen Touristen für die Kirche zu gewinnen?“ Die Antwort des Touristikers war knapp. „Nichts“, sagte er und schwieg dann eine Weile. „Macht einfach mal nichts. Macht die Türen auf, macht nicht jeden Abend ein Konzert, quasselt die Leute nicht zu, überschüttet

sie nicht mit Events und Broschüren. Macht nichts. Das ist es, was die Leute brauchen.“

Wow! *Nichts*. Wenn es mir in meiner gleichschwebenden Aufmerksamkeit nicht entgangen ist, kam dieses Wort schon ganz am Anfang einmal vor. Zusammen mit einem Adjektiv, das mir auch nur intuitiv als Startpunkt meiner Assoziationen in den Sinn gekommen war: *leer*.

Je nach Prägung einer Religion waren Tempel anfangs eher schlicht gestaltet, oft schon hierarchisch geordnet auf ein Heiligtum hin, aber keineswegs mit sichtbaren Bedeutungen überladen. Synagogen sind bis heute vor allem Versammlungsräume, und eher selten prunkvolle Orte. Und von den ersten Christen wissen wir nur, dass sie zusammenkamen, um zu beten und das Brot zu brechen. Wo auch immer. Für das Aufkommen immer aufwendigerer, auch vor allem künstlerisch-bildnerischer Gestaltungen gab es viele Gründe, auch gut nachvollziehbare, wie etwa den Leseunkundigen Geschichten zu vermitteln. Aber doch immer auch um den Preis, dass dem freien Geist wenig Raum blieb, um selbst zu träumen, denn in großer Pracht war nun schon alles vorgeträumt.

Der Bildersturm der Reformierten war Fluch und Segen zugleich: einerseits bescherten sie den Räumen wieder eine wunderbare Leere, allerdings mit der Folge, fortan nur noch mit Worten in möglichst großer Eindeutigkeit den Glauben gnadenlos zu Ende zu erklären.

Sind leere Räume einfach schwer zu ertragen?

St. Petri zu Lübeck. Die Bombennacht von 1942 war ein Schicksalsschlag für diese Kirche, keine Frage, von Leid und Trauer begleitet. Aber einmal mit dem Abstand der Geschichte gefragt: Ist es heute wirklich noch ein Jammer, dass zum Beispiel der barocke Krempel fehlt? Ich möchte es nicht missen, auf eine weiße Wand zu schauen und abzuwarten, bis ein eigenes inneres Bild darauf erscheint. Oder auch mal keines, was vielleicht noch besser ist. Und wenn wir für Solo Verbo noch das bisschen, was uns als Bild und Gegenstand die

Kirchlichkeit gemahnen soll, verhüllen, dann nicht allein nur um des Hörens willen. Sondern auch um einen Nullpunkt zu setzen, so als bedächten wir die großen Fragen unseres Lebens zum allerersten Mal.

Wenn ich nun höre, man erwäge, in St. Marien den *Fredenhagen-Altar* wieder zu errichten, dann zerreißt es mir das Herz. Denkt jemand, im Angesicht des barocken Monstrums, beständig umspielt von *Buxtehudes* Kantaten, würden Kirche und Glaube nach altem Muster wiederhergestellt? *Vintage* ist keine Religion.

Lasst Raum, lasst Platz, und räumt die Möbel beiseite. Der Geist will wieder zu Atem kommen. Erlebt, was geschieht, wenn Menschen sich im Raum begegnen, egal, ob, was und wie sie glauben. Und lauscht den Ungläubigen, denn es sind oft sehr kluge Menschen. Und ganz egal, was man in zwanzig, fünfzig, hundert Jahren auch immer denken, glauben, träumen wird. Hoffentlich wird es etwas sein, das immer noch und wieder Liebe atmet und Menschenwürde, Toleranz.

Ob's dann noch Götter gibt, einen, eine oder viele: ich wage es nicht zu prophezeien. Ich ahne jedoch: Geschichten, auch die guten, sind eines Tages auserzählt. Aber es wird etwas bleiben, die Ahnung von etwas Anderem, welches nicht wir selber sind. Und Andere Orte, die darauf verweisen. Macht hoch die Tür und lasst geschehen. Räume, die dem Geist gewidmet sind, sie bleiben, was auch kommt, grundsätzlich unersetzlich.